

4)

Verloren.

(Nachdruck verboten.)

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

2.

M a r t e.

Marie hatte niemand auf der ganzen Welt: sie war eine Waise. Die älteren Leute in Rothenburg erinnerten sich noch sehr deutlich des Tages — es war damals, vor achtzehn oder neunzehn Jahren, als die Kunststraße gebaut wurde, die jetzt dem Dorfe vorüber nach Altenbach und weiter ins flache Land führt. Die Steine zum Bane wurden höher im Gebirge gebrochen und es war eine lustige Arbeit, den zerklüfteten Granit zu Tal zu schaffen. Die kleinen, vierrädrigen Karren rollten mit ihrer Ladung von selbst den vielfach gewundenen Weg hinab.

Schwarz, Mariens Vater, war unter den Leuten, die droben die Steine vom Felsen brachen und sprengten. Er war aus Rothenburg gebürtig, und noch nicht lange verheiratet. Durch das Wegsprengen des Felsens suchte man droben zugleich den nötigen Bodenraum für die neue Straße zu gewinnen. Die Spuren der Pulverlöcher sind dort noch heute an der glatten Steinwand zu erkennen. Tag für Tag hörte man in Rothenburg das Knallen der springenden Minen, welches zwischen den Bergen wie ferner Donner fortrollte. Eines Tages aber, etwa um die fünfte Nachmittagsstunde, da gab es ein Dröhnen und ein Donnern, wie man es im Dorfe noch nie gehört hatte.

Der Riesenkopf war herabgestürzt. Der Riesenkopf hieß die Felsklippe, welche wohl Jahrtausende die schmale Schlucht überragt hatte, die man für die neue Straße zu erweitern suchte. Verächtlich hatte er auch auf die Menschen herabgeschaut, die amiesengroß an seinen steinernen Gliedern herumarbeiteten, hieben und stachen. Gewaltige Lannen wurzelten auf ihm, allen Stürmen trotzend, und von ihm herab hingen lange phantastische Moosbärte.

„Der rührt sich nicht!“ hatte der Ingenieur gesagt. Wie hätten es die Arbeiter nicht glauben sollen, die den Riesenkopf seit ihrer Kindheit kannten? Es achtete niemand darauf, was der Riesenkopf für ein Gesicht machte, wann die in seine Brust gebohrten Minen sprangen, und hätte einer das Bittern seiner Härte bemerkt, er hätte es auf den Wind geschoben.

Nun lag der Riesenkopf am Boden, zerborsten, zersplittert, zerstäubt, und seine Trümmer wölbten sich zu einem fürchterlichen Grabhügel über den Arbeitern, die bei dem Felsen beschäftigt gewesen waren.

Gegen Abend des zweiten Tages, nach ununterbrochener Arbeit, wurde endlich der letzte Verschüttete unter den Trümmern hervorgezogen. Der Felssturz hatte zehn Menschen das Leben gekostet. Mariens Vater war unter ihnen. Welch Jammer und Wehklagen in dem sonst so heiteren Rothenburg! Wieviel Tränen von Witwen und Waisen, von Eltern und Geschwistern flossen damals!

Des Vaters Tod gab der kleinen Marie lange vor der Zeit das Leben.

Am nächsten Sonntage wurden die Verunglückten begraben. Da waren es nicht zehn, sondern elf Särge, welche im langen traurigen Zuge aus dem Dorfe hinausschwankten.

„Witten wir im Leben

Sind von dem Tod umfangen.“

sang der alte Schulmeister hinter den Särgen mit zitternder Stimme und ihm nach sang das ganze zahlreiche Trauergesleite.

In dem letzten Sarge lag Mariens Mutter. Das kaum geborene Wümmchen wurde der Frau Wilder, die mit seinen Eltern unter demselben Dache gehaust hatte, in Pflege gegeben. Die Gemeinde zahlte die Kosten.

Frau Wilder war eine kinderlose Witwe. Sie galt allgemein für eine gute Seele; denn sie stritt und zankte nie; sie schwieg, wenn man rauh gegen sie war, sie duldet, daß man ihr unrecht tat. Die Peile und Schleudern des unbarmherzigen Lebens vermochten ihr nichts anzuhängen, denn die Natur hatte sie mit einem undurchdringlichen Panzer von

Phlegma dagegen gesichert. Mit unerschütterlichem Gleichmut starrten ihre vorstehenden Augen in die Welt, in stetem Gleichschritt vom Morgen bis zum Abend arbeitend um das tägliche Brot. Sie war zugegen gewesen, als Marie das Licht der Welt erblickt, und sie hatte bemerkt, daß Marie mit einer Glückshaube geboren worden war. Diese Glückshaube war nach ihrer Meinung die Ursache, warum das zarte Geschöpfchen am Leben blieb und gedieh. Die Frauen im Dorfe waren wegen dieser Glückshaube überzeugt, daß Marie ein Glückskind sei, und diese Ueberzeugung schlug auch in der Brust der Wilder immer tiefere Wurzeln. Es mußte ihr von Marie ein Glück kommen. Wie das Glück beschaffen sein sollte, fragte sie sich nicht. Ihre träge Einbildungskraft brachte es nicht über eine nebelhafte Vorstellung von diesem Glück hinaus, das eines Tages in ihre Stube treten würde. Je länger das Glück aber ausblieb, je anhaltender beschäftigte sich die Witwe mit demselben. Dieses Glück war der einzige leuchtende Punkt in ihrem Innern, um den ihr ganzes nebelhaftes Seelenleben schwerfällig sich herum bewegte. Daß das Glück schon in ihrer ärnlichen Stube sich befand, vor ihr herumspielte, sich an ihre Schürze hing, wann sie das Haus verließ, ihr später half, wann sie im Bergwalde Spreu laß, oder auf dem Felde die Kartoffeln behäufelte, daran dachte sie nicht. Geht es doch den meisten Menschen so! Sie erkennen das Glück nicht, welches verlangend nach ihnen die Arme ausstreckt. Kaum e i n Lebender unter Tausenden.

Nicht die Geburt, sondern das Leben macht die Glückskinder. Marie wäre ohne Zweifel ein Glückskind geworden, wenn ihre Pflegemutter sie geliebt hätte.

Marie hatte es nicht schlecht bei ihr. Ihre feilsche Trägheit bewahrte die Witwe davor, je die Geduld mit dem Kinde zu verlieren, oder es hart oder gar rauh zu behandeln; aber sie hatte auch nie einen Blick, ein Lächeln, ein Wort der Liebe für die arme Waise. Marie erfuhr nie, was Liebe sei, und sie erfuhr auch vieles andere nicht. Frau Wilder wußte nichts zu reden, denn die Arbeit um das Leben stand wie ein unbarmherziger Sklavenaufseher hinter ihr, und je tiefer sie sich in dümmelnde Träume von dem Glück einspann, das ihr von Marie kommen sollte, je schweigsamer wurde sie. Sie fuhr immer wie plötzlich aus dem Schlaf geweckt auf, wenn Marie sie einmal etwas fragte und ihre fest stehende Antwort war: „Ich weiß nicht.“

Marie fragte endlich nichts mehr. Sie wurde schweigsam wie die Witwe. Die unzähligen, unerbittlich logischen Fragen der Kinder sind die Fühlhörner, welche der erwachende Geist in das Leben hinausstreckt, um seinen Weg durch die unbekannte Welt zu finden. Die arme Marie mußte ihre Fühlhörner allmählich alle einziehen. Die Welt blieb ihr fremd und wunderbar. Die Dorfschule konnte davon nicht viel wieder gut machen. Sie vermochte eben nicht nach dem zu fragen, was sie nicht verstand und der Schulmeister dachte zuletzt daran, sich gerade mit ihr besondere Mühe zu geben. Sie war ja ein Gemeindefind. Er wäre bei den Bauern, und namentlich bei den wohlhabenden, schön angekommen, wenn er ihren Kindern weniger Zeit als der kleinen Marie gewidmet hätte.

Es war nämlich ein neuer Schulmonarch in Rothenburg angekommen. Die kleine Marie hatte eben mit Mühe und Not die oberflächliche Bekanntschaft mit dem A.-B.-C. gemacht, als Frau Wilder eines Morgens von einem durchaus ungewöhnlichen Reinlichkeitstrieb ergriffen wurde. Sie wusch nicht nur ihr Pflögetöchterchen gründlich, sondern sie kämmt demselben auch die Haare und zöpfte sie, obgleich es an einem Wochentage war, und steckte das Kind schließlich in ein Fähdchen, das für einen Sonntagsanzug galt. Alle Schulkinder wurden in diesem Morgen geschneuert und herausgeputzt, denn es war ein Fest, zu dem der Herr Schulinspektor nach Rothenburg herübergekommen war. Der alte Lampe, der Schulmeister, welcher Mariens Eltern zu Grabe gesungen hatte, wurde in den Ruhestand versetzt. Dreißig Jahre lang hatte er die nachwachsende Jugend Rothenburgs in die Geheimnisse der Bibel und des Cimmaleins eingeweiht und man fand es höchsten Ortes an der Zeit, eine jüngere Kraft an seine Stelle zu schicken, zumal sich der alte Lampe mit der neuen Laytner-

methode nicht zu bekreunden vermöchte. Man gab ihm also einen Nachfolger.

Es war ein feierlicher Auftritt. Die Schultube war mit weißem Sand und Lannen ausgestreut. Es ward ein geistliches Lied von den Schulkindern gesungen, in welches deren anwesende Eltern in den gewagtesten Modulationen einstimmten. Dann hielt der Herr Schulinspektor eine feierliche Rede an den alten Lampe, der blind vor Tränen und taub vor Erschütterung da stand. Er konnte es nicht fassen, daß er zur Ruhe gesetzt werden sollte, und von den Bauern wollte es manchem ebensowenig in den Sinn. Sie begriffen nicht, warum der Alte und seine Methode, nach der sie lesen gelernt hatten, nicht mehr taugen sollten? Der Herr Inspektor sprach dem Alten die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten aus, welche ihm in Anerkennung seiner langjährigen Dienste huldvollst ein Gnadengeschenk von fünfzig Gulden überreichen ließ. Dann folgte die Vorstellung seines Nachfolgers, der jung und hungrig aus dem Seminar kam.

(Fortsetzung folgt.)

Das Deutsche Museum in München.

Von B. Maule.

Ein stolzes Seitensbild zum Londoner Kensington-Museum und dem Pariser Conservatoire des arts et métiers bildet das Münchener „Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“. Im Herbst 1904 erst wurde von einer Anzahl deutscher Gelehrter und Techniker mit Karl v. Linde, dem Erfinder der Eismaschine, Julius Roentgen und dem Architekten Oskar v. Miller an der Spitze, die Gründung des Museums beschlossen und schon zwei Jahre später waren die Sammlungen, die Staatsanstalten, Universitäten und Private in ungeahnt freigebiger Weise aus aller Herren Länder geschenkt und gestiftet hatten, so zahlreich geworden, daß sie nicht nur die 50 großen Säle des alten Bayerischen Nationalmuseums in der Maximilianstraße, sondern auch noch Teile einer großen leerstehenden Reiterkaserne anfüllten. Der Gedanke der Errichtung eines eigenen monumentalen Ausstellungs- und Studiengebäudes war somit nicht mehr von der Hand zu weisen. Dank der Opferwilligkeit der Stadt München in erster Linie, die den Baugrund im Werte von fast 7 Millionen Mark auf der Kohleninsel unentgeltlich hergab, dank der großen in Aussicht gestellten Beiträge des Reiches, der Staaten und vermögender Stifter, konnte im November 1906 in bekannter Weise in München der Grundstein zu dem Gabriel von Seidl'schen kolossalen Neubau des Museums, das jetzt als eine nationale Gründung den Namen: **Deutsches Museum** erhielt, gelegt werden.

Was will das Deutsche Museum? Mit kurzen Worten: es stellt die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes und menschlicher Kultur dar, soweit sie sich technisch und empirisch kundtaten. Das Deutsche Museum ist die praktische Darstellung der Geschichte der naturwissenschaftlichen Forschungen, Entdeckungen und Erfindungen, der Geschichte der Technik, Landwirtschaft, der Industrie und des Verkehrs, veranschaulicht durch historisch oder technisch besonders wichtige Meisterwerke in Modellen oder im Original. Eine Ruhmeshalle für die großen erfinderischen Geister der Menschheit, deren Schöpfungen die moderne Kultur erst ermöglichen, ein lebendiges Buch der Erfindungen, in deren Seiten jeder ungehindert blättern darf, eine nationale Anstalt von höchstem sozialen Bildungswert.

Das heilsame Prinzip des modernen Wirtschaftsbetriebes: **Bediene dich selbst**, ist hier zum erstenmal auf ein wissenschaftliches Museum übertragen worden und, wie der Erfolg lehrt, ohne Schaden für die Maschinen und Instrumente. Es ist selbstverständlich, daß die historischen Originalapparate der großen Chemiker, Physiker, Astronomen in gebührender Weise geschützt sind, denn sie repräsentieren oft einen Wert, der in die Zehntausende geht. Die meisten der Modellmaschinen und Modellapparate kann jedoch der Besucher selbst oder auf ein Wort einer der dienstfertigen Museumsbeamten (denen Trinkgelder anzunehmen strengstens verboten ist) durch Drücken auf einen elektrischen Schalterknopf in Betrieb setzen. Neben jeder Maschine sind deutlich lesbare und allgemeinverständlich abgefaßte Erklärungen in Wort und Bild angebracht. Einzelne Typen von wichtigen Verkehrsmaschinen sind sogar im Durchschnitt zu sehen, mit Vloßlegung aller charakteristischen Teile, so eine bayerische Schnellzugmaschine, die zudem elektromotorisch mit freilaufenden Rädern angetrieben werden kann, ein elektrischer Straßenbahnwagen. Der Besucher kann z. B. praktisch die Geschichte des Mikrostops studieren, indem er dasselbe Objekt durch die Okulare der Mikroskope der verschiedenen Systeme betrachtet, er kann die Entwicklung der Telegraphie und Telephonie vor Augen sehen vom ältesten Morse'schen bis zum modernen Vielfachumschalter in den großstädtischen Telephonzentralen.

Der Leser möge uns jetzt auf einem Rundgang durch das Deutsche Museum begleiten. Um nur ganz flüchtig die Schätze, die vier Stockwerke füllen, in Augenschein zu nehmen, sind wohl zweimal je drei Stunden notwendig. Wer aber das im Museum Gebotene mit bleibendem geistigen Gewinn wirklich für sich ausnützen will,

der tut gut daran, für jedes Wissensgebiet eine Woche, gleich drei Besuchstage, anzuwenden. Er wird dann ungefähr in einem Jahre mit dem Deutschen Museum „fertig“ geworden sein und am Schluß sicher das Museum als ein ganz anderer Mensch verlassen, als wie er es am ersten Tage betrat: nämlich als ein Wissender, ein Sehender, der mit stolzer Stirne den Himmel und die Mutter Erde betrachten darf, denn er kennt ihre Geheimnisse, soweit sie durch Forscherarbeit enthüllt wurden. Aber wer könnte das ermöglichen in unserer jagenden, hastenden, ruhelosen Zeit? Nur ein arbeitslos Genießender, ein Privatgelehrter etwa, ein Angehöriger der liberalen Gewerbe, ein junger Künstler, der seinen intellektuellen Horizont erweitern will. Immermehr aber ein genüßlos Arbeitender, ein Proletarier. Denn dem Arbeiter fehlt das Kostlichste des Lebens! „Nur Zeit, nur Zeit!“ klagt Richard Dehmels Arbeitsmann.

Der erste Saal, den der Besucher auf seiner nach wissenschaftlichen Gründen bestimmten „Zwangsroute“ im Erdgeschoß betritt, ist der Saal der Geologie. Die Geschichte der Erdgeschichten in plastischen Reliefs, der Werdegang unseres Planeten! Die vorgeführten Gebiete betreffen „die Entwicklung der Erkenntnis der Gesteine“, „Entwicklung der Ansichten über den Bau der Erde und den Vulkanismus“, „Versuche was fossilen Leberresten die Tiere und Pflanzen der verschiedenen geologischen Perioden zu rekonstruieren. Aus den vorhistorischen Zeiten, da die alten Saurier durch die rauschenden Schachtelhalme trocken, führt uns der folgende Saal: **Verg- und Salinenwesen**, in eine Epoche unseres Planeten, da der Mensch bereits der Alleinherrscher geworden ist und in der Kruste des Planeten nach nützlichen Salzen, Erzen, Erden und Kohlen zu wühlen beginnt. Wir sehen hier die ersten wertvollen Vertriebsmodelle, so das Modell eines Gangbergbaues aus dem zweiten Viertel des XIX. Jahrhunderts, im Maßstab von 1:25, das Modell einer vollständigen Schachtbohrereinrichtung nach System Rind-Chaudron, ferner eine von Werner Siemens 1880 konstruierte Erzschneidemaschine mit elektrischem Antrieb, eine elektrische Förderanlage System Schudert und andere maschinelle Anlagen, die uns die gewaltige Entwicklung des Verg- und Hüttenwesens bezeugen.

Mit einem kurzen Blick auf den heftigen Kampf zwischen Panzerplatte und Granate, der mit dem vorläufigen Sieg der Krupp'schen gehärteten Ridschahlplatte sicher noch nicht abgeschlossen ist und sicher den ingeniosen Menschengeist noch öfter dem gefährlichen Moloch des Militarismus dienstbar machen wird, verlassen wir die Säle für Eisenhüttenwesen und Eisenbearbeitung und betreten die friedlicher Kulturarbeit gewidmeten Hallen der **Landtransportmittel**. Ein Seitentabernakel zeigt hier zunächst die Entwicklung der Landstraße. Da sehen wir im Original ein Stück Wohlenweg aus dem Jahre 5 v. Chr., den die Römer im Diebenmoor bei Osnaabrück angelegt hatten und mit Bewunderung blieben wir gleichzeitig nebenan auf die hochentwickelte Technik der Beschottierung, Profilierung und Makadamisierung einer römischen Landstraße, die Titus einst zwischen zwei rheinischen Kastellen anlegen ließ. Moderne Gegenstücke zu diesen glänzenden Proben antiker Straßenbaukunst sind die asphaltierte Landstraße mit Eisengleisen und das Modell der durch die Hertomer-Konkurrenz „berühmt“ gewordenen Kesselbergstraße zwischen Kogel- und Walsensee im oberbayerischen Gebirge. Sonst enthält das Kabinett noch die zwei Modellschaustücke der Jungfrau- und Pilatusbahn und eine Darstellung der ersten Jahrabbahnanlage. In den Haupthallen fesseln namentlich das Interesse: die Entwicklung des Jahresrades vom alten Drais'schen Laufrade von 1817 bis zum modernen De Dion-Motor, ferner das Original des Silienthallschen Flugapparates, der 1896 dem unglücklichen Erfinder bei Berlin den Tod brachte; das Modell des verkehrstechnisch berühmt gewordenen elektrischen Schnellwagens, der zwischen Jossen und Marienfelde über 200 Kilometer fuhr, um dann resigniert dem Dampf wieder den Vorrang zu überlassen; die erste von Maffei 1876 gebaute bayerische Schnellzugmaschine im Durchschnitt, die elektromotorisch langsam mit schwebenden Rädern in Bewegung gesetzt werden kann, endlich das berühmteste Schaustück des Deutschen Museums: **„P u p p i n g W i l l h“**, die getreue Kopie der ersten Lokomotive aus dem Kensington-Museum, der ehrwürdige Urahn unserer modernen Dampflokomotive.

Der erste Stock durchläuft alle Gebiete der angewandten Wissenschaft von der Astronomie bis organischen Chemie. Im Saale der **Astronomie** steht die polytopische Uhr: Europa, die Rasender, Sonnen- und Sternzeiten aller Planeten gleichzeitig zeigt. Sie wird später im Münchener Rathause aufgestellt werden. Mit Ehrfurcht betrachten wir die Original-Teleskope, die „Himmelskanonen“ Newtons und Kopernikus' und lächeln leise über den Theater-Trick, der uns mit Hilfe von Glühbirne und Bappartons den „Saturn im Weltentraume schwebend“ erblicken läßt. An der Decke hängt das gewaltige Teleskopium, in dem eine Vogenlampe die Rolle der Sonne spielt. Unsere Geometer wird im Saale der **Geodäsie** das Original der ersten Reichenbach'schen Kreisstrahlmaschine besonders interessieren, die der bayerische Staat um 30 000 M. ankaufte, nachdem sie 100 Jahre Dienst getan hat. Reiches Studienmaterial für die mechanisch-physikalischen Grundgesetze (Pendelgesetze, Hebelprinzip, Galilei's Untersuchungen über die Fallbewegung, Kräfte-Parallelogramm, Zentralbewegung, Barometer seit Torricelli, Guericke's Magdeburger Halbkugeln) bieten die Säle für **Mathematik** und **Mechanik**. Es folgen **Optik**, **Wärme**, **Physikalische Akustik**, **Technische Akustik** (hier eine fast lückenlose Darstellung der Entwicklung unserer Musikinstrumente, vom

Kleines feuilleton.

alt-hellenischen Monochord bis zum entsehlischen „Mechanischen Klavier“ des 20. Säkulums) und die reich ausgestatteten Säle für Elektrizität und Magnetismus. Vielätvoll weilt der Besucher vor der von ihm bei seinen grundlegenden Entdeckungen benutzten primitiven Elektrifiziermaschine mit Leydener Flaschenbatterie; daneben Coeplers Original-Zufuhrmaschine, Ampères Apparate, Rabinen zur Demonstration der Geißlerischen und Crookes'schen Entladungsröhren, der Röntgen-Strahlen, Grammophone zur Lichttelephonie beweisen uns den gewaltigen Werdegang dieser für unsere technische Kultur, für unser ganzes Wirtschaftsleben wichtigsten, erfolgreichsten und immer noch hoffnungsvollsten Wissenschaft.

Sehr instruktiv wird die Entwicklung der Buchdrucker-*pre*ße gezeigt. Welch' ein Weg technischen Fortschritts von der hölzernen Handpresse über die erste von Friedrich König gebaute Schnellpresse bis zu den modernen Rotationsmaschinen, den bei aller Produktivität so ökonomischen Kolossen des Zeitungsgroßbetriebes. Im folgenden Saale ist die Entwicklung des Lichtdruckes zu studieren und der Stand der Photographie in natürlichen Farben zu erkennen. Es folgen Spinnerei und Weberei von der alten Leinwandwebstube aus dem Fichtelgebirge bis zum blühenden stählernen Seidenwebstuhl mit Schaftmaschine. In der Halle der Landwirtschaft erregen unser besonderes Interesse eine Kollektion Nähmaschinen, die großartigen Kühlhausanlagen nach System Linde für Schlachthäuser, Markthallen, Brauereien usw., die Darstellung der Zuckerraffinerie und die Zusammenstellung der Fruchtserträge eines und desselben Apfelbaumes nach verschiedenen künstlichen Düngemitteln. Endlich die Entwicklung des wichtigsten menschlichen Kulturinstrumentes, des Pfluges. Vor 2000 Jahren zog der ägyptische Fellacke mühselig und leidend das im Feuer gehärtete Krummholz über den Ackerboden, dann spannte der Etrusker seinen Stier vor das gleiche primitive Instrument, das inzwischen nur eine glatte schwere Reibungsfläche mit dem Erdboden zur Erhöhung der Stabilität erhalten hat, und heute zieht der Fowler'sche Dampfkipplug nach dem Zweimachinenystem gleichzeitig 12 tiefe regelmäßige Furchen durch die Weizenfelder Amerikas! Die Säle für Chemie, die als historische Reliquie das Liebig'sche Laboratorium und als Panoptikumschauflügel die Nachbildung eines mittelalterlichen alchimistischen Laboratoriums zeigen, beschließen unseren Rundgang im ersten Stock.

Historische Mauerquadranden flankieren die Treppe, die zum oberen Stockwerk leitet, das unsere Zukunft auf dem Wasser zeigt. Vor der Tür zwei seltsame Wasserverkehrsmittel. Ein uralter bayerischer Einbaum vom Chiemsee und das erste Daimler'sche Original-Petroleummotorboot vom Jahre 1880. Jahrtausende scheinen sich von Bord zu Bord die Hände zu reichen. Der erste Saal: Fluß- und Behrbau, bringt technisch wichtige Modelle von Talsperren und Schleusenbauten, daneben die Entwicklung der Raß- und Trockenbagger. Durch Fluß und Schleusen, über Kanäle und Binnenseen zu Hafen und Meer. Mainfähler, Elbottendampfer und Donauflöße im Kabinett für Binnenschiffahrt. Ein imponierendes Modell der kunstreichen Schleuse des Elb-Trave-Kanals im Saal für Kanal- und Hafenanbau. Die Entwicklung der Leuchtfeuer- und Seezeichen an der Hand betriebsfähiger Apparate, Schwimmbods von Blohm und Voß, Trockenbods, eine Helling, endlich das betriebsfähige Modell der viersäbigen Blind-Wechsel- und Dauerlichtbeleuchtung der wichtigen Wasserstraße Stettin-Swinemünde fesseln uns im ersten der drei Säle für Schiffswesen. Eine Ballin-Stiftung, Modell des Schnell dampfers „Fürst Blücher“ findet im vorletzten Saal: Handelschiffe natürlich mehr Reugierige wie die Entwicklung der Schiffschrauben und des Untert von kleinen Handanker bis zum 6000 Kilogramm Hall-Anker der Marine. Lokalhistorisch merkwürdig ist das unter Geheimrat Niemehers Leitung angefertigte Conboy-Schiff von 1670, genannt das Hamburger Wappen, das der Hanfa bei der Belagerung friesischer und dänischer Seeräuber entscheidende Dienste leistete. Es ist ein Geschenk der Stadt Hamburg an das Museum.

Endlich und zu guter Letzt: Kriegschiffe. Die Augen aller Weltmächtpolitiker begeisterter Flottenpatrioten funkeln angesichts dieser unter Glas aufgestellten für Massenmord patentierten kanonengespickten Stahlkolosse, der Modelle von Linienschiffen und Panzerkreuzern, von denen jedes zwischen 30 000 und 50 000 M. kosten soll. Wir betrachten all' das Nordwerkzeug mit den bitteren Gefühlen, die in jedes vernünftigen Menschen Brust der Anblick mißbrauchter Kulturkraft auslösen muß. Es ist ungefähr das gleiche Gefühl, mit dem wir die in dem vorläufig noch unabehrbaren Ringkampf zwischen Panzerplatte und Geschütz geopferten menschlichen Geisteskräfte bedauern oder den komplizierten Mechanismus zur Entfesselung furchtbarer Vernichtungskräfte in dem ebenfalls ausgestellten Schwarzkopff-Torpedo staunend betrachten.

Doch nur vorübergehend trüben solche soziale Reflexionen den schönen Gesamteindruck, den jeder Besucher des Deutschen Museums schon beim flüchtigen Durchschreiten der Säle mit nach Hause nimmt. Das Deutsche Museum lehrt ihn ja durch die Schule lebendiger Entwicklung, wie der rastlose Menschengenist durch die Jahrtausende wandelt, unermüdet schaffend und ringend in heißem Kampf mit der Natur, unermüdet arbeitend an der Verbesserung und Vervollkommnung seiner Produktionsmittel. Vom Gewordenen blüht er, eine Sekunde nur aufatmend, auf das Gewesene zurück. Dann heißt es wieder: „Vorwärts zu neuen Zielen!“ Denn er weiß, daß er mit seinen tiefsten Kenntnissen doch eben nur einen Zipfel vom Rande der Wahrheit und Erkenntnis gelüftet hat.

Der Rheinflall bei Schaffhausen. Durch Schaffhausen, das schöne buchtige Schweizerneß mit seinen großen Brunnen und behäbigen Patrizierhäusern, fließt der junge Rhein, ruhig aber rasch, in einem tiefen Grün, gerade als ob sein Bett mit Malachitplatten ausgelegt wäre. Gleich nach seinem Austritt aus der Stadt gerät er in eine leise Aufregung, die sich durch kurze, weiße Wellchen anzeigt, und dann geht er auf einmal durch die zehn Rundbogen der über ihn wegführenden Eisenbahnbrücke kühn seinem größten Abenteuer entgegen. Gleich nach der Brücke fangen die Wasser an, zu brodeln und zu tochen, um dann in stürzenden Schaummassen über die Felsen hinwegzusehen.

Die ganze ungeändigte Natur schäumt und quillt und sprüht in donnernden Bogen über das ausgetaschene Gestein und zwischen den riesigen Granitblöden hindurch, die wie gewaltige Symbole ungeborener Kraft aus dem weissen Gisch herausragen. In tausend Gestalten suchen die Wasser des jungen Rheins ihren Weg über die abstürzenden Felsmassen. In wildem Schaumgelos drängen sie sich durch enge Felsenspalten. Wie lange Silberstrahlen rieseln sie über das dunkelbemooft Gestein. Wie aus den Sprüblöchern verborgener Untiere steigen zischende Springbrunnen in die Luft. Und um die zwei großen Felsen, die wie mächtige Hellebardiere der Erde die Bogen teilen, schießen wie wilde Schaumrosse die sprühenden Fluten hervor.

Und über alledem wehen Dunstschleier, die in den Regenbogenfarben leuchten, die miteinander kämpfen wie zarte Nymphen gestalten. Oft tauchen im Wogenschaum milchige Smaragdlichter auf, als ob der Fluß auf seinem Weg durch die jungen Fluren vom Bodensee her das Grün der Matten in sich aufgelöst hätte. Dann spielen wieder rosafarbene und bläuliche Perlmuttertöne hin und wieder.

Dampf brüllt der Strom in seinem Kampf mit den abstürzenden Felsenriffen. Ein grandioses Wehen und Sausen erfüllt in gleichen Rhythmen die Luft. Der Rhein singt hier das hohe Lied von der Ewigkeit der Naturkraft.

Es sind nicht mehr sehr viele, denen der Rheinflall noch etwas zu sagen hat. Man genießt ihn jetzt zumeist nur noch von der Eisenbahn aus und doch war es Goethe, der noch im vorgerückten Alter so tief, mit so viel Geduld und Verfehlung in dieses Naturwunder hineinsah, bis er davon überwältigt war und die trotz aller Einfachheit doch so unendlich plastischen Worte schrieb: „Herrlicher war das Farbenspiel im Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leicht Windhöhe trüffelten lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu erliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.“

Zwei junge Handwerksburschen habe ich auf einer Bank sitzend stumm und starr die Wasserwunder des ungeändigten Rheinflalles betrachten sehen. Sonst niemanden. Der heutige Schweizer Vergnügungsreisende braucht den Schaffhausener Wasserfall nicht mehr gesehen zu haben. Man würde ihn auslachen, wenn er zu Hause davon erzählte.

Und doch, es gibt noch mehr als einen ungeändigten Rheinflall. Menschenhände haben schon mit ihm geringen und ihn teilweise schon bezwungen. Auf der linken Seite wird ein großer Teil des Flusses über hölzerne Wehre in schöne glatte Kanäle geleitet und, während die Wellenbrüder und -Schwestern jauchzend über die Felsen springen, in dicke, eiserne Rohre gedrängt, aus denen sie gegen eine Turbine oder ein anderes Wasserad geschleudert werden, so den Menschen Sklavendienste verrichtend. Und droben, links über den Ufern des Falles, liegen abscheuliche einstöckige Gebäude mit ungleich schiefen Dächern, eins an das andere gedrängt. Nüchtern stehen die langen Fabrikbauten mit den öden Fensterreihen da, die modernen Raubschlösser des Kapitalismus. Tausend und surrent drehen sich in ihnen die Räder der Elektromotoren. Die Menschen, die in blauen Arbeitsanzügen zwischen den Maschinen hin und her laufen, sehen nicht aus, wie glückliche Menschen. Das moderne Raubrittertum ist von einer abschreckenden Farblosigkeit und besitzt nichts von der Romantik des Raubrittertums im Mittelalter, dessen Wahrzeichen auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer auf einem kühnen Granitfelsen in die Lüfte ragt. Es ist das alte Schloß Laufen mit seinen schönen gestaffelten Siebeln. Schmudde Geßträch wächst überall aus den Mauern und ziert die alte kleine Feste. Von dort herab fielen sie oft mit Hellebarden und Morgensternen unter den Bauern ein und holten sich, was ihnen wünschenswert schien. Die heutige Methode des Raubens ist viel komplizierter und viel scharfsinniger.

So stürzt der Rheinflall in ewig wechselnder Bewegung, ewig wechselnden Farben, mit ewig wechselndem Brausen, als ein Bild der Urganwalt der Natur herab zwischen starrem, aber trotzdem so leichtbergänglichem Menschenwerk. Ich könnte nicht sagen, daß durch die industrielle Ausbeutung des Rheinflalles derselbe an Schönheit und Gewaltigkeit eingebüßt habe. Unter dem überwältigenden Eindruck der stürzenden Wassermassen werden die Seitenkullissen des modernen und des mittelalterlichen Raubschlösses einfach vergessen.

A. Fendrich.

Theater.

Charlottenburger Schiller-Theater. „Monna Banna“, Schauspiel in drei Aufzügen von Maeterlinck. Das Maeterlinck'sche Schauspiel, das vor mehreren Jahren in Brahm's Deutschem Theater seine Berliner Erstaufführung erlebte, bewies in dieser Vorstellung von neuem seine eindringliche Gefühl und Denken aufreißende Kraft. Es ist in unergleichlich höherem Grade als die weit ausgesponnenen Märchendramen „Pelleas und Melisande“, „Aglarionne und Selsette“, die Reinhardt's wage- mutige Inszenierungs- und Regiekunst für die Bühne zu gewinnen suchte, den Bedingungen des wirklichen Theaters angepaßt, ohne darum an Tiefe und Zartheit der Empfindungen etwas einzubüßen. Im Gegenteil, die Bühnenmäßig rasche und knappe Linienführung hält die Empfänglichkeit für den hineingewobenen Gehalt von Stimmung und Gefühl ganz anders rege, als der breit ausmalende Stil jener älteren Werke. Das Kostüm der italienischen Renaissance, in welches der Dichter diesen Triumphgesang auf die siegende Gewalt der großen Liebe kleidet, gestaltet ihm bei der Distanz der Zeiten in der Gestaltung und idealisierenden Steigerung menschlicher Typen die größte Freiheit der Phantasie.

Prinzivalli, der Soldnerhauptmann der Florentiner Truppen, dem seit dem Anabenerkrieg das Bild der schönen Monna Banna unauslöschlich im Herzen lebt, sendet Botenschaft an das belagerte Pisa: er sei bereit, die der Vernichtung preisgegebene Stadt durch Zufuhr neuer Munition zu retten, wenn Banna, des Kommandanten Guido's Weib, ihn in seinem Feldherrnlager nur in einen Mantel gehüllt, nächstherbeijede. Wüthig prallten Guido's, des Gatten, Eifersucht und seines alten Vaters Marco's mild humaner, von griechischer Philosophie gefärbter Geist zusammen. Was dem ganz vom natürlich-individuellen Impuls beherrschten Manne als schlimmste Schande erscheint, die Befreiung der Mitbürger um solchen Preis, darin sieht der Held des Streites eine höchste, vom Gemeinwohl gebictetisch erheischte Opfertat. Giobanna, deren keusche Sinn zugleich von einer ruhigen, gefassten Resignation vor dem Nothwendigen erfüllt ist, nimmt das Opfer ohne Klage auf sich. Großzügig wirkt der Mittelakt, die Szene in Prinzivalli's Zelt, wo vor der Reinheit dieser Frau des Hauptmanns wild aufgerührte Regierde jäh verstummt, seiner Liebe tiefster Kern sich als selbstlose Hingabe und Sehnsucht, als Scheu, die Leure durch Gewalt zu kränken, entschleiert und rückwirkend des Weibes Seele zu zärtlicher Dankbarkeit und Enthusiasmus stimmt. Noch fühlt sie sich durch Pflicht und nachklingende Reizung gebunden an den Gatten. Er selber ist's, der in blind eifersüchtiger Wut zerzeißt, was sie in ihrem Herzen festhält. An Prinzivalli's Seite kehrt sie in die Stadt zurück, froh entschlossen, für seinen hohen Sinn zu zeugen. Aber Guido hat kein Ohr für die Stimme der Wahrheit. Er glaubt der Gattin nicht, und all sein Denken spannt sich einzig darauf, Rache zu nehmen an dem schuldlosen Nebenbuhler. Klein steht er neben jenem, der Anblick seiner Niedrigkeit vernichtet alle Macht, die er je über sein Weib besaß, und aus der Asche ihrer alten Liebe flammt strahlend das Feuer einer neuen, unendlich stärkeren Leidenschaft. Sie, die nie gelogen, läßt nun, um Prinzivalli zu schützen, seiner Noth und seiner Schande achtend wird sie mit ihm entfliehen.

Eine Schauspielerin, die der ganz einzigartigen Figur der Gelbin wirklich gewachsen wäre, dürfte schwer auf Berliner Bühnen zu finden sein. Frau Feldhammer vermochte in der Rolle bei redlichem Bemühen doch nirgends eine Art von Illusion zu erreichen. Wenn die Vorstellung im ganzen dennoch so starken Eindruck machte, war das neben dem Glanz des Stüdes dem Spiel der männlichen Darsteller zu danken. An erster Stelle stand Richard Birks vollblütiger Guido Colonna, aber auch Emil Rameau als greiser Vater, Paesche als Prinzivalli und nicht zuletzt Ernst Legal in der Episodenfigur des Florentinischen Kommissars boten gehaltvolle, gut durchgeführte Leistungen. dt.

Aus dem Tierreiche.

Die Trufzfärbung des Abendpfaunauges. Daß das farbenprächtige Auge auf den Hinterflügeln des Abendpfaunauges (*Smerinthus ocellata* L.) als Abschreckungs- und Trufmittel zu gelten habe, war schon lange behauptet worden. Durch Experimente diese Annahme zu erklären, gelang dem Vorstehenden der Schweizerischen entomologischen Gesellschaft, Prof. W. Standfuß. Im „Prometheus“ wird darüber referiert: Als Versuchsobjekte dienten eine Reihe zahmer Vögel, die, in erwachsenem Zustand eingefangen, schon zwei und mehr Jahre im Käfig gehalten waren, eine Nachtigall, ein Sprosser, ein Schwarzlopf und zwei Rotkehlchen. Zum Verständnis des Experimentes wurde auf das Verhalten des Pfaunauges und seiner nächsten Verwandten, des Pappelschwärmer's und des Lindenschwärmer's hingewiesen. Der Pappelschwärmer läßt sich bei der geringsten Störung fallen, ohne die Flügel zu regen, und bleibt dann ruhig am Boden liegen; sein Gewand, das ein dürr'es Pappelblatt täuschend nachahmt, wird ihn dort schützen; oft genug dürfte er ja zwischen dürr'e Pappelblätter fallen. Das Pfaunauge reagiert auf eine Erschütterung seines Sitzplatzes hin nicht, sie müßte dann schon sehr stark sein. In diesem Falle aber, oder besonders, wenn das Tier direkt angestochen wird, läßt es sich

nicht fallen, sondern krallt sich im Gegenteil auf seiner Unterlage ganz fest an. Darauf schlägt es die Flügel nach unten und hinten an den Leib an und schiebt zugleich die Hinterflügel behende zwischen den Vorderflügeln in die Höhe, so daß die Augenzeichnung weit vordringend direkt nach oben gerichtet ist und auch das leuchtende Rot ihrer Umgebung frei zutage tritt. Gleichzeitig führt der Falter eigentümliche wippende Bewegungen aus, so daß die drohende Augenzeichnung immer wieder gegen den wirklichen oder vermeintlichen Feind vorgestoßen wird. Der Lindenschwärmer endlich läßt sich weder fallen, noch bewegt er sich irgendwie, auch wenn ein Feind ihm ganz nahe kommt; er verläßt sich auf sein blattgrünes Gewand, das ihn schützen soll.

Meim Versuche mit den Vögeln wurden die Pfaunaugen so in die fünf Käfige eingesetzt, daß sie auf einem Springstäbchen entlang liefen, wobei aber zunächst von der Augenzeichnung nichts sichtbar wurde. Der Schwarzlopf ging tapfer auf den Schmetterling los und hieb mit dem Schnabel nach ihm. Drohend wurde das Auge vorgehoben, der Vogel flog erschrocken auf, flatterte noch längere Zeit ängstlich im Käfig hin und her und suchte mit schließlichen Zeichen der Zucht zu entkommen; er berührte das Ungetüm nicht wieder. Auch die beiden Rotkehlchen und die Nachtigall hatten ein einziges Mal nach ihrem Pfaunauge und ergriffen augenblicklich die Flucht, als dieses seine Trufstellung annahm. Der Sprosser allein, welcher sehr zahm war und seit Jahren mit allerlei Insekten, auch großen Schmetterlingen und Spinnen gefüttert wurde, ließ sich nicht beirren, packte das Pfaunauge, zerhackte und verzehrte es. Ganz der gleiche Versuch wurde mit Lindenschwärmern gemacht, mit dem Erfolge, daß diese von allen Vögeln ohne weiteres ergriffen, zerhackt und verzehrt wurden. Nur bei der Nachtigall geriet der schon ziemlich zerzauste Lindenschwärmer bei einem Flüchtlingsversuch zufällig in die Nähe des noch am Boden des Käfigs sitzenden Pfaunauges; dieses fing wieder an zu wippen und sein Auge zu zeigen, worauf der Vogel augenblicklich die Flucht ergriff. Die bloße Nähe des Pfaunauges schützte noch während voller zwei Stunden den unbewehrten Kameraden gegen jede neue Annäherung des Vogels. Auch die Rotkehlchen und der Schwarzlopf rührten während dieser zwei Stunden die Pfaunaugen nicht wieder an, so daß diese fast unverfehrt und lebend den Käfigen wieder entnommen wurden.

Hygienisches.

Hygienische Mißstände im Eierhandel. Bei den Eiern kommt es nicht allein auf den Nährwert, sondern auch den Geschmack an. Dieser ist aber, je nach der Fütterung der Tiere, sehr verschieden. Die Eier der nur im Freien in Körnern und Wärmern ihr Futter suchenden Hühner sind wohlgeschmedender als diejenigen, welche mit allerlei Abfällen in geschlossenen Räumen gefüttert werden. In Frankreich, wo der Eierverbrauch ein besonders großer ist — in Paris verzehrt jeder Bewohner durchschnittlich jährlich 128 Eier —, nimmt man auf diese Verhältnisse besonders Bedacht, und in Paris besteht daher eine strenge Kontrolle des Eierhandels. In den Markthallen gibt es eine große Anzahl sachverständiger und bereidigter Eierprüfer, die täglich ¼ Millionen Eier auf ihre Qualität prüfen. Minderwertige Sorten werden dort zurückgewiesen und die Folge ist, daß nur beste Qualitäten zum Konsum gelangen. In Deutschland ist leider eine derartige Kontrolle bisher gänzlich unbekannt, und daher lassen namentlich die Eier, welche in den größeren Städten zum Verkauf gelangen, an Qualität zu wünschen übrig, worauf neulich ein Sachverständiger in der „Zeitschrift für Fleisch- und Milchhygiene“ hingewiesen hat. Namentlich soll Berlin unter diesem Mißstand sehr zu leiden haben. Dreiviertel aller nach Berlin importierten Eier sollen minderwertig sein. Verderbene Eier, fiedige und ähnliche kommen in großen Massen mit besseren vermischt vor. Küchlhauseier, die neun Monate gelagert haben, werden als frische Primaware angeboten; das ist die Folge des Mangels einer einheitlichen, auf wissenschaftlicher Basis aufgebauten Kontrolle. Diese ist demnach zu fordern, sowie die offene Deklaration der Ware. Durch Polizeiverordnung sollten die Eier in taugliche, bedingt taugliche und untaugliche geschieden werden. —

Notizen.

— Bedekinds Drama „Frühlingserwachen“, dessen Aufführung in Breslau verboten war, ist inzwischen von der Zensur freigegeben worden. Der Oberpräsident und der Polizeipräsident ließen sich das Stück vorspielen und nahmen dabei nicht das vorgeschriebene Vergerniß wie ihre Genossen. Die „Breslauer Zeitung“ erinnert bei der Gelegenheit daran, was alles schon in Breslau verboten wurde und kommt zu dem Ergebnis: . . . „So selbstam es ist, die Tatsache läßt sich doch nicht leugnen, daß sich überall in unserem lieben Vaterland die Polizeiverbote nicht gegen zotenhafte Schwänke und schlüpfrige Operetten gerichtet haben, bei denen die Aufführung noch ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, alles nur möglichst deutlich zum Ausdruck zu bringen, sondern gegen ernsthafte Stücke, in denen nur Fragen sittlicher oder religiöser Natur freimüthig erörtert wurden.“

Vielleicht untersucht das Organ des aufklärten Bürgertums auch einmal die Ursachen, warum in „unserem lieben Vaterland“ die Zensur und ähnliche Kulturereignisse sich so gut konserviert haben.